

eingesetzt“, vielmehr ist die Einheit des Ganzen das eigentliche Thema der Betriebswirtschaftslehre. Diese Einheit sieht er im systematischen Stufenbau Betrieb — Unternehmung — Markt beschlossen. Damit stellt sich die Linhardtsche Forderung zum einen als eine solche der Hinwendung zur Einheit des Ganzen, zum anderen als eine solche nach historisch-geisteswissenschaftlicher Ausrichtung auf diese Gesamtheit.

Das vorliegende Buch gibt an Hand einer Fülle von Material Antwort auf die Frage, wie sich Linhardt eine solche historisch-geisteswissenschaftliche Orientierung vorstellt. Die Forderung nach Ausrichtung der Forschung auf die Gesamtheit wird im wesentlichen vorausgesetzt und nicht näher besprochen. Sie kann daher nicht Gegenstand dieser Rezension sein. Interessenten werden hier insbesondere auf die Zusammenfassung Linhardtscher Artikel in der Schrift „Angriff und Abwehr im Kampf um die Betriebswirtschaftslehre“, Berlin 1963, verwiesen. Erwähnt sei schließlich noch, daß Linhardt unter „Funktionen“ die betrieblichen Tätigkeiten versteht. In Österreich werden diesen „exekutiven Funktionen“ vielfach solche objektivierter Art, etwa im Sinne Oberparaleiters, gegenübergestellt, worauf Linhardt jedoch nicht Bezug nimmt.

Die Linhardtsche Forderung nach historischer Besinnung in der Betriebswirtschaftslehre hat zweifellos viel für sich, insbesondere gegenwärtig, da wir in unserem Fach tatsächlich gerade in der deutschen Betriebswirtschaftslehre eine starke Zersplitterung etwa im Sinne der Folgen der von Linhardt herausgestellten einseitig mathematisch-naturwissenschaftlichen Orientierung, feststellen können. Eine gewisse historisch-geisteswissenschaftliche Ausrichtung, um die Betriebsvorgänge auch an Hand der historischen Gegebenheiten zu erfassen, würde sicher vereinheitlichend wirken, wodurch manche Diskussion abgekürzt und kanalisiert werden könnte.

So bleibt zu hoffen, daß dem Linhardtschen Buch weite Verbreitung beschieden sein möge, damit dem „Mahner in der Wüste“ einigermaßen Gehör verschafft werde. Es ist flüssig geschrieben und bietet dem betriebswirtschaftlich Vertrauten manche Delikatesse, auch wenn der Verfasser in seiner unnachahmlichen Art den Finger vielfach auf Wunden legt, die sonst oft aus durchsichtigen Gründen verdeckt werden.

Den Abschluß der Arbeit bilden ein Namens- und ein Stichwortverzeichnis. Ein Literaturverzeichnis fehlt leider. Es hätte dem interessierten Leser erleichtert, sich unabhängig von der vorliegenden Schrift einen Überblick über die behandelten Probleme zu schaffen und damit zu dem angeregt, was Linhardt im gegenwärtigen Zeitpunkt als besonders vordringlich erachtet: Die Befassung mit betriebswirtschaftlichen Problemen in historischer Sicht.

R. Bratschitsch, Innsbruck

VIII. Soziologie

J. Wössner: *Mensch und Gesellschaft*. 618 S. Berlin: Duncker & Humblot. 1963. Ln. DM 66,60.

Das umfangreiche Werk Wössners beweist aufs neue, wie ungemein schwierig es ist, für Grundbestand und Prozeß des sozialen Lebens Kategorien zu finden, die sowohl die Realität und Würde der menschlichen Person als auch die Realität des sozialen Lebens umfassen. Beide müssen ja in der wissenschaftlichen Darstellung beachtet werden, will man hernach zu einer verstehenden Deutung der aktuellen Situation und ihrer dynamischen Tendenzen gelangen. In der Behandlung dieses Grundproblems liegt der folgenreiche Ausgang aller theore-

tischen Gesellschaftslehre. Hier liegt auch das Ausgangsproblem Wössners. So öffnen sich für das Thema „Mensch und Gesellschaft“ zwei Problemkreise: Der Problemkreis der Anthropologie und der Problemkreis einer aus der theoretischen Durchleuchtung hervorgehenden verstehenden Deutung der Sozialgeschichte. Diese beiden fundamentalen Elemente aller auf wirkliche soziologische Erkenntnisse — nicht nur äußere Feststellungen — ausgerichteten wissenschaftlichen Bemühungen kommen bei Wössner mit aller Deutlichkeit in den Vordergrund.

Die Grund- und Ausgangserkenntnisse, an denen soziologisches Denken ansetzt, nennt Wössner die „soziologischen Topen“. Sie haben eigentlich anthropologischen Gehalt. Denn vom Menschen her muß sie Klärung sozialer Phänomene erfolgen. Man kann natürlich die Frage stellen, ob die Prägung dieses neuen Terminus notwendig war. (Der Schreiber dieser Zeilen ist etwas empfindlich gegenüber einem esoterischen Soziologendialekt. Es ist aber sicherlich notwendig, Termini zu schaffen, die geeignet sind, die Vorfragen sozialtheoretischer Erkenntnisse, die aus dem Wesen der Sache kommen, in den Eigenbereich der Wissenschaft einzubeziehen.) Der „Topos“ erscheint zunächst als „Grund-Topos“, nämlich als Konzept vom Menschen. Von ihm hängen hernach alle übrigen „Topen“ ab: „Die Auffassung über die soziale Leistung (Arbeit), das soziale Rollensystem, die soziale Macht und Kritik“ usw. (S. 31). Wössner spricht in diesem Zusammenhang von einer „topischen Interdependenz“. Es sei besonders betont, daß bei ihm der Ausdruck Interdependenz über seinen unzulänglichen üblichen Gebrauch hinaus eine hierarchisch gestufte Interdependenz bedeutet, wie es der sozialen und ebenso der wirtschaftlichen Wirklichkeit entspricht — eine Interdependenz von Vorrang und Nachfolge, von Elite und Gesellschaft, von Anregung und Ausföhrung, Gründung und Entfaltung. Methodisch gesehen ergibt sich aus dem „Grund-Topos“ zunächst, daß das gesellschaftliche Leben in der ganzen Vielfalt seiner Äußerungen und Formen und Institutionen als abhängig erkannt wird von dem jeweils geltenden Menschenbild.

Das Wesen der Gesellschaft, bewußt und klar auf das Menschenbild zurückgeführt, sieht Wössner darin liegen, daß der Mensch als eigenständige, auf die eigene Natur reflektierende Person zum sozialen Leben hindrängt, weil nur in ihm diese Natur zu ihrer vollen Entfaltung kommen kann. Darum ist ihm die Struktur des Sozialen ein Widerschein der menschlichen Natur: Das Physische, das Psychische, das Metaphysisch-Numinose. Ihnen entspricht im Sozialen: Wirtschaft, Kultur, Religion. (Es wäre wünschenswert, wenn Wössner klarer aussprechen würde, was er unter Kultur versteht.) Diese Gedanken stehen bei aller Originalität der Formulierung in uralter Tradition. Unter den Neueren lassen sie denken an die „existentiellen Zwecke“ bei Messner, aber auch, im Hinblick auf die oben wiedergegebene Einteilung, an die Spannischen Kategorien des Geistursprünglichen und seiner Entfaltung.

Von hier aus wird der Weg beleuchtet, den Wössner beschreitet, um die Zusammenschau des Personalen und des Sozialen zu erreichen, ohne dem einen oder dem anderen oder der geschichtlichen Wirklichkeit Abbruch zu tun. Dabei scheint es uns dann freilich nicht ganz folgerichtig, wenn das Soziale auf eine „Konstitutionsschwäche“ der sozial-personalen Natur des Menschen zurückgeführt wird. Warum „Schwäche“? Die Konstitution des Menschen ist wie sie ist. Übrigens wird ja auch die zunehmende „Sozialisierung“ und „Kollektivierung“ des Menschen von Wössner durchaus positiv bewertet. Daß Wössner das Soziale öfters auf ein „Zusammenhandeln“ reduziert, scheint mir die existentielle Bedeutung des „Mit-Seins“ zu verkürzen. Das gleiche gilt vom theoretischen Bild des „sozialen Feldes“, das wahrscheinlich ein zu starkes Gewicht auf das äußere Handeln legt, auch wenn es etwa geeignet scheint, die Gefahr einer Hypostasierung des sozialen „Ganzen“ zu vermeiden.

Die dialektischen Bewegungen der Sozialgeschichte werden von Wössner in sehr realistischer und fruchtbarer Weise als „Oszillation“ der geschichtlichen Wirklichkeit um die eigentliche Natur-Wirklichkeit des personal-sozialen Menschen gedeutet. Damit erfährt der Gedanke des „Grund-Topos“ die ontologische Fundierung seiner faktischen geschichtlichen Gestaltungsmächtigkeit. Der Hinweis auf den wachsenden Freiheits- und Entscheidungsbereich: Vom Physischen zum Psychischen und zum Religiösen, ist für ordnungspolitische Überlegungen höchst bedeutsam.

Bei der Applikation dieser Grundgedanken an die Realität der Sozialgeschichte der abendländischen Kultur, sei der Gedanke Wössners besonders hervorgehoben: daß mit dem Christentum eine völlig neue Wertung der menschlichen Person in die Geschichte eintritt. Sie bringt zunächst die Verselbständigung des religiösen Bereiches, der Kirche, mit sich, die sich in langandauernden Kämpfen mit dem Staat realisiert. Das gibt weiterhin den Anstoß zu einer Verselbständigung der Kultur, der Kunst, der Wissenschaft in der „bürgerlichen“ Gesellschaft und schließlich der Wirtschaft in der „industriellen“ Gesellschaft.

Der „Grundtopos“ des christlichen Menschenbildes dränge, nach Wössner, in der Geschichte zur „Human-Gesellschaft“, in der die durch das christliche Menschenbild geprägte Würde der Sozial-Person zur Geltung komme. Dieser Gedanke wird von Wössner auch in einem besonders gelungenen lehrgeschichtlichen Abschnitt dargestellt. Es ist höchst erfreulich, in einem solchen Zusammenhang auch einmal jene Autoren positiv behandelt zu finden, von denen sonst zum Teil nur ohne sonderlich eindringende Kenntnis die Rede ist. (Bonald, Lorenz v. Stein, Schäffle, Spann. Wir vermissen hier Adam Müller, Baader, obgleich manche Formulierungen diese Namen geradezu suggerieren; wir vermißten unter den Neueren etwa Vögelin.) Auf jeden Fall ist es erfreulich, wenn einmal ein kritisch unterscheidender Geist seine Aufgabe darin sieht, das Echte und Zeitgemäße nicht nur bei Marx, sondern auch bei anderen Autoren aufzuzeigen.

Sicherlich macht Wössner manche treffsichere Bemerkung über die derzeitige Lage unserer Gesellschaft — besonders sei seine Behandlung des „Pluralismus“ hervorgehoben. Die Beurteilung der gegenwärtigen sozialpolitischen Situation scheint uns dennoch etwas einseitig optimistisch. Es ist natürlich notwendig, der Ratlosigkeit der Menschen mit einem umfassenden Menschenbild entgegenzutreten. Es ist aber auch notwendig, die Ambivalenz der wirkenden Kräfte in einer krisenhaften Zeit aufzuzeigen. Nicht nur Kräfte der Gesundheit, im Sinne der „Oszillation“ um die Naturwirklichkeit des personal-sozialen Menschen, sondern auch Kräfte des Unterganges werden in ganzer Wucht wirksam, beide als Aufforderung zu tieferer Besinnung. Denn die letzte Integrierung — das wieder geht in erfreulich klarer Weise aus Wössners Analyse hervor — kann nur aus dem „Grund-Topos“ des Menschenbildes kommen.

Das Werk enthält alles in allem einen höchst bemerkenswerten Versuch, die Fülle sozialphilosophischer und soziologischer Problematik theoretisch zu umfassen. Dazu gehört auch die Einheit von Theorie und Geschichte, die Erfassung des Geschichtlichen in der theoretischen Schau. Uns will scheinen, daß Wössner hier einen bemerkenswerten Weg beschritten hat. Bedauerlich ist nur, daß der Stil die Arbeit wesentlich belastet, daß eine Fülle von Druckfehlern übersehen worden ist, daß unnötige Fremdwortbildungen, die sich bis zum Wort „gruppal“ versteigern, die Freude an der Lektüre etwas vermindern.

Im Ganzen wird man Wössner zustimmen und seine Gedankengänge bejahen können, wenn man den von ihm herangezogenen „Grund-Topos“ bejaht, der im christlichen Menschenbild gegründet ist. Dieses hat einen entscheidenden und endgültigen Einbruch in das Denken des abendländischen Menschen bedeutet, von dem die Anthropologie, die Sozialphilosophie und die Soziologie nicht mehr

absehen können. Von da aus entstehen in Deutung und Fehldeutung die schweren Probleme der sozialen Ordnung in ihrer Spannung und Untrennbarkeit, mit ihrer relativen Verselbständigung der Teilbereiche, mit ihren Formen des Eigentums und der besonderen Stellung der politischen Gemeinschaft des Staates. Wichtig ist nach Wössners Analyse in allen Bereichen das bestimmende Vorhandensein einer Elite. Wichtig ist ferner Wössners Betonung der Führungsrolle des Staates, die wohl in ihrer Weise auch einer elitären Gestaltungsmacht bedarf. Endlich einer, der nicht in der Ablehnung staatlicher Autorität (unter dem Eindruck der Ereignisse von einigen Jahrzehnten und unter dem Einfluß von Rousseauschen Gedankengängen) alles Heil und alle Sicherung in einer abstrakten Freiheit sieht, die schließlich doch nur durch Gewalt und nur für eine Gruppe auf Kosten aller anderen konkret werden kann.

F. A. Westphalen, Wien

H. Gronau: *Die soziologische Rollenanalyse* als betriebsorganisatorisches und berufspädagogisches Instrument. XI, 135 S. Stuttgart: Ferdinand-Enke-Verlag, 1965. Kart. DM 24,—.

Um soziale Konflikte in Betrieben und analog auch in anderen sozialen Gebilden zu erkennen und Möglichkeiten zu ihrer Bewältigung zu finden, versucht der Autor, eine soziologische Rollenanalyse als „praktisches Instrument“ auszuarbeiten. Ein solches Unternehmen verdient allein schon deshalb Beachtung, weil soziologische Grundbegriffe, wie „Struktur“, „Gebilde“, „Rolle“, „Beziehung“, obzwar durch die Beobachtung individuellen Verhaltens gewonnen, als gedankliche Zusammenfassungen — wie auch G. Wurzbacher in der Einführung betont — einen solchen Grad von Abstraktion und Allgemeinheit annehmen, daß es schwierig ist, Rückschlüsse für den einzelnen Fall abzuleiten, vor allem mit der Zielsetzung einer diagnostizierenden Behandlung.

Das große Verdienst des Autors besteht gerade darin, daß er dieses methodische Unbehagen abzuschwächen versucht, indem er als Ingenieur mit jahrelanger Betriebserfahrung die Zusammenhänge zwischen individuellem Verhalten und allgemeinem Strukturbild, Wert- und Zielvorstellungen am Beispiel des technischen Führungskorps eines Industriebetriebes konkret darstellt und illustriert. Er betrachtet den Komplex „Betrieb“ nach drei verschiedenen Aspekten; nach dem Struktur-, Funktions- und Funktionalitätsaspekt, wobei er unter „Struktur-aspekt“ eine Sichtweise versteht, „in der ein soziales Gebilde nach deutlich erkennbaren, aufeinander bezogenen konstitutiven Elementen durchmustert wird“ (2), unter „Funktionsaspekt“ eine Betrachtungsweise, „in der das Wirken derjenigen Elemente festgestellt wird, die unter dem Struktur-aspekt sichtbar geworden sind“ (14), und unter „Funktionalitätsaspekt“ eine Betrachtungsweise, „in der das unter dem Funktionsaspekt festgestellte Wirken bestimmte Ziele erreichen wird oder bestimmte Werte verwirklicht, d. h. funktional ist“ (34).

Während es sich bei den ersten zwei Aspekten um die konkrete und konsequente Anwendung der Parsonsen Struktur- und Funktionsanalyse handelt, versucht der Autor weiterführend mit der Einführung des Begriffes der „Funktionalität“ das Problem der Konfrontierung von Wert- bzw. Zielsetzung einerseits und Wert- bzw. Zielverwirklichung andererseits zu lösen. Diese an und für sich originelle Lösung wird allerdings bei der konkreten Anwendung dieses Begriffes im Rahmen einer Untersuchung etwas problematisch, wenn der Autor vorschlägt, die Wert- und Zielsetzung eines Betriebes mit der Meinung und dem Standpunkt der Betriebsleitung (in der Regel der unmittelbaren Vorgesetzten) gleichzusetzen und dies als Maßstab für die „funktionale“ bzw. „disfunktionale“ Wirkung eines Mitarbeiters (Rolleninhabers) zu betrachten (34 ff.).